



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Reform unserer Gymnasien**

**Pachtler, Georg Michael**

**Paderborn, 1883**

XIII. Das bürokratische Staats-Examen für das höhere Schulamt.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-8766**

### XIII.

#### Das bureaukratische Staats-Examen für das höhere Schulamt.

 Das widernatürliche Schulmonopol des heutigen Staates hat den Unterricht und die Erziehung der Jugend fast ausnahmslos der papierenen Herrschaft des mitunter unfähigen Beamtenthums unterworfen.<sup>1)</sup> Seufzt nun schon die deutsche Schule unter diesem schweren Joche, so noch mehr die lateinische, oder nach heutigem Sprachgebrauche: das Gymnasium. So ist unsere gelehrte Bildung abgründlich verzopft. Unsere Mittelschulen sind zu wenig auf dem lebendigen Umgange des Lehrers mit den Schülern gebaut, sie sind zu sehr bloss bureaukratische Maschinerien, in welchen jeder Lehrer ein Rädchen oder einen Hebel bildet, bis der Junge geschniegelt, „reif“, aus der Fabrik auf die Universität kommt. Und wie der Schüler, so muss auch der künftige Lehrer eine zwar höhere, aber immerhin eine Bildungsfabrik durchlaufen und eine letzte geistige Heerschau durch Beamten bestehen, bis er würdig, fähig und berechtigt erfunden wird, die vaterländische Jugend in das Potpourri moderner Gymnasialfächer einzuführen. Dieser allseitige Beamtenzwang im

<sup>1)</sup> Wir können dieses Schulmonopol des liberalen Staates, obgleich es die brennendste Wunde in der Gegenwart ist, hier nicht weiter verfolgen, verweisen daher auf unsere Broschüren: („A. Osseg“) „Die geistige Knechtung der Völker durch das Schulmonopol des modernen Staates“ (Amberg, Habel) und „Das göttl. Recht der Familie und der Kirche auf die Schule“ (Mainz, Kirchheim).

Lehrwesen ist ein Übel für die Gesellschaft und den Staat, für Lehrer und Schüler, für Glauben und Wissen, für die Erziehung und den Unterricht; ein Übel, unter welchem ein gewissenhafter Schulmann kaum mehr bestehen kann.<sup>1)</sup> Wir haben die Lehr- und Lernfreiheit auf dem Papiere, den unerträglichsten Lehr- und Lernzwang im Leben.

Vom Zwange ist auch die Staatsprüfung „für das höhere Schulamt“ umstrickt; denn was einmal der Schreibstube anheimgegeben ist, das wird bis herab auf's Kleinste normirt.

Die Preussische Staatsprüfung (Wiese, II, S. 63 ff.) verlangt vom Kandidaten ein akademisches Triennium, wovon mindestens die Hälfte auf einer „inländischen“ Universität zu gebracht sein muss; schon eine doppelte Beschränkung der Freiheit, für welche ein vernünftiger Grund kaum zu finden ist. Warum soll nämlich der künftige Schulmann gerade auf einer Universität, und nicht etwa durch Privatstudium sich ausbilden? Warum mindestens drei Jahre lang, da Manchem zwei genug sind? Und wenn doch einmal die Vorbereitung „akademisch“ sein muss, warum der anderthalbjährige Zwang zu einer „inländischen“ Universität? Es sieht ja aus, als ob man den Hochlehrern ihre Zuhörer amtlich zuschleppen müsse! Sind die Gewässer von Damaskus nicht ebenso gut, als die des Jordans? — Sodann wird der Kreis (sit venia verbo) der Gymnasialkenntnisse für den zu Prüfenden zu seiner freien Wahl in vier Kategorien zerlegt: a. die philologisch-historische, b. die mathematisch-naturwissenschaftliche, c. Religion und Hebräisch, d. neuere Sprachen. Zwei Dissertationen müssen vom Kandidaten innerhalb sechs Monaten ausgearbeitet und eingereicht werden, für a. in la-

<sup>1)</sup> Unter dem zwar katholischen, aber über-bureaukratischen Regimente des Ministeriums von Abel in Bayern klagte K. L. Roth (Gymn.-P., S. 409): „Es ist mir längst klar geworden, warum Massregeln möglich wurden, die vor dem Forum jeder Pädagogik, auch der früheren jesuitischen, verwerflich waren. Sie wurden ermöglicht dadurch, dass die militärische Einrichtung und Unterordnung auf die Verwaltung und so auch auf das Unterrichtswesen übertragen worden ist. Nach dem Sinne dieser Einrichtung darf kein Diener mehr sein Amt als den von Gott ihm zugewiesenen Beruf betrachten; vielmehr soll er sich damit beruhigen, dass er das Anbefohlene ausgerichtet habe. . . Der Officier ist freilich nur seinem nächsten Oberen verantwortlich; der Lehrer und Schulvorsteher aber auch, und ich glaube noch mehr, den Schülern und deren Eltern, welche mit Recht erwarten, dass nach bestem Wissen und Gewissen gelehrt und erzogen werde.“ — Wenn nun das im Grunde eifrig christliche Kabinet von Abel dennoch hie und da dem Gewissen wehe that, wie ist es erst unter einem Kultus-Minister, der aus seinem Hasse gegen jedes positive Christenthum nicht einmal ein Hehl macht! Dies sind die Folgen des staatlichen Schulmonopols.

teinischer, für b. und c. in deutscher, für d. in den betreffenden neueren Sprachen. Sind dieselben genügend erfunden worden, so folgt die mündliche und schriftliche Prüfung nebst Lehrprobe, und im Falle des Gelingens wenigstens ein Probejahr an einem Gymnasium oder einer Realschule, nach welchem sich der Kandidat um ein Lehramt melden kann.

Die Österreichische Prüfungs-Ordnung vom 24. Juli 1856 ist in den Hauptzügen der eben genannten entlehnt; nur stellt sie fünf Kategorien auf: a. klassische Philologie, b. Geschichte und Geographie, c. Mathematik und Natur-„Wissenschaften“, d. Philosophie nebst einem anderen Gymnasialfache, e. Deutsche oder eine andere Landessprache für das ganze Gymnasium nebst Lateinisch und Griechisch.<sup>1)</sup> Die Prüfung hat fünf Abtheilungen: Hausarbeiten, Klausurarbeiten, mündliche Prüfung, Probelektion und Probejahr ausschliesslich an einem öffentlichen Gymnasium.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, wie widersprechend es ist, den Gymnasial-Lehrstoff zu Gunsten des Lehrers in vier bis fünf Kategorien zu zerlegen, dagegen ihn ganz und ungetheilt dem viel schwächeren Schüler auf die Schulter zu laden.

Wir anerkennen zwar den guten Willen der Behörden, den Gymnasien möglichst gute Lehrer zu verschaffen, nachdem doch einmal das ganze Schulwesen den Beamten ausgeliefert, die alte Lateinschule zu einem Liliput-Universitätchen erhoben und die frühere Einheit der Lehre und des Lehrers in das heutige Vielerlei von Fächern und Fachlehrern verpfuscht worden war. Auch fehlt es nicht an amtlichen Lobpreisungen der neuen Ordnung. So schreibt Dr. Schwartz, Gymn.-Dir. zu Posen, im „Organismus der Gymnasien“ (Berlin, 1876) gleich zur Einleitung: „Wenn in früheren naturwüchsigen Zeiten der Charakter einer gelehrten Schule sich im Ganzen bestimmte nach den an derselben herrschenden Traditionen und den an derselben wirkenden Persönlichkeiten, so hat sich, je einheitlicher und selbstbewusster (?) sich alle Kulturverhältnisse des preussischen Volkes entwickelten, auch nothwendiger Weise ein gemeinsamer Typus der betreffenden Anstalten, getragen von der allgemeinen Schulgesetzgebung (!), herausgebildet. Was einzelne Gymnasien dabei an Individualität und gleichsam unmittelbarer Frische eingeüsst, ist der Allgemeinheit an Sicherheit in den Resultaten (?) zu

<sup>1)</sup> Franz Hübl, Handb. für Direktoren etc. 2. Aufl. Prag, 1887, S. 211 ff. „Prüfungsvorschriften für Lehramtskandidaten.“

Gute gekommen, die bei den bestimmten Formen durch die Macht der Institutionen an sich erzielt wurden.“ — Aber sieht man diesem amtlichen Ergüsse nicht das Gezwungene und Geschraubte an? Wenn die frühere Schule naturwüchsiger war, wenn die persönliche Kraft des Lehrers mehr zur Geltung kam, also das wissenschaftliche Leben und Wirken individueller, unmittelbarer und frischer war, so muss sich unsere heutige papierene Unterrichtsschablone davor in die Erde verkriechen, besonders da die „Resultate“ als erbärmlich allgemein anerkannt sind.

Daher lautet das Urtheil unbefangener und mehr selbständiger Schulmänner, auch über die jetzige Vorbereitung zur Lehrerprüfung, weit düsterer. Unter Anderen schreibt Nötel in Kottbus: <sup>1)</sup> „Man braucht sich nicht zu dem Eingeständnisse herbeizulassen, dass unsere höheren Lehranstalten in einem langsamen, aber doch merklichen Rückgange ihrer Leistungen begriffen seien, um auf die Wahrnehmung geführt zu werden, dass die Vorbereitung der Schulamts-Kandidaten für die p r a k t i s c h e Seite ihres Berufes Manches zu wünschen übrig lässt. Diese unliebsame Erfahrung drängt sich dem aufmerksamen Beobachter unmittelbar auf und legt ihm die Erwägung nahe, wie dem Übel abzuhelpen sein möchte.“ Das Übel liegt im Verlassen unserer sämtlichen Schul-Überlieferungen, in der Aufrichtung einer neuen rein-theoretischen und doktrinären Schul-Einrichtung, mit welcher die Vorbereitung und Prüfung des Schul-Kandidaten übereinstimmend gemacht wurde. Sehen wir von jeder halb-amtlichen Schönfärberei ab und einzig auf die Wahrheit hin, so müssen wir sagen, dass das von der Bureaukratie beliebte Staats-Examen für das höhere Schulamt keine Bürgschaft bietet und verfehlt ist. Wir werden diesen Satz im vorliegenden Aufsätze beweisen.

Die Staatsprüfung umfasst drei Momente: 1. das dreijährige Universitäts-Studium als Vorbereitung, 2. das Examen selbst, 3. das Probejahr des bestandenen Kandidaten. Wir sagen nun, dass der erste Theil ganz unpassend, der zweite unzureichend ist, und dass daher auch der dritte Theil, das Probejahr, obgleich im Verhältnisse noch das beste von allen, uns nicht sicher stellt, tüchtige und praktische Schulmänner zu erhalten.

<sup>1)</sup> „Die Ausbildung des Kandidaten des höheren Schulamts“ in Masius, Jahrb. für Philol. und Päd., 1877, S. 233.

## I. Das dreijährige Universitäts-Studium.

Wie der Theologe, der Jurist und der Mediciner wenigstens die bestimmte Zahl von Semestern den akademischen Studien obliegen müssen, so hat auch die Bureau-Weisheit den künftigen Schulmann drei Jahre lang auf die Universität gesprochen, wo er sein „Fachstudium“ betreiben soll.

Wenn aber je, so trifft hier der Satz ein: Si duo faciunt idem, non est idem. Der Theologe, Jurist und Mediciner haben auf dem Gymnasium (bezw. Lyceum) nur jene gelehrte Grundbildung errungen, welche das Fundament der Fachwissenschaft ausmacht: von ihrer speciellen Doktrin aber haben sie höchstens gelegenheitlich einige Elemente gehört, aber noch Nichts gelernt, so dass ihnen das akademische Fach etwas ganz Neues, erst zu Erlernendes ist. Wie steht es aber bei den „Philologen“? Soweit sein Fach auf dem Gymnasium zu lehren ist, hat er es ganz und gar gelernt, hat darüber seine Prüfung bestanden, und zwar gut bestanden, denn erfahrungsmässig wenden sich nicht die Mittelmässigen dem Lehrfache zu. Warum also konskribirt man ihn für jenes Sammelsurium von Fächern, das man h. z. T. unter der philosophischen Fakultät zusammenfasst? Was soll er da studiren? Die „höhere Philologie“, Texteskritik, klassische Literatur, höhere Auffassung und Ergründung des Alterthums etc. etc., also Dinge, die er auf dem Gymnasium nicht gebrauchen kann, die er, soweit er sie gebrauchen darf, entweder schon weiss oder besser für sich allein erlernt; er muss sich auf das Amt eines akademischen Docenten vorbereiten und soll doch Schulmann an irgend einer Lateinschule werden. Ist das nicht ein Räthsel? <sup>1)</sup>

Wie wenig die auf der Universität geholte Gelehrsamkeit dem Gymnasial-Schulmanne zu Statten kommt, möge uns einer der bedeutendsten Schulmänner des 16. Jahrhunderts, der Protestant Michael Neander, aus eigener Erfahrung schildern. Nachdem er 1542, siebenzehn Jahre alt, die Universität Wittenberg bezogen hatte, kam er 1547 als „Collega“ an die Lateinschule zu Nordhausen, die unter dem Rektor Basilius Faber stand. Wie es ihm da ergangen sei, erzählt er selbst in folgender treuherziger Weise: „Wie ich vor etlicher Zeit, ein adolescens von zwanzig Jahren, hurtig und freudig und des-

<sup>1)</sup> Da die „Realien“ in der Hauptsache akademische Fächer sind und einen „akademischen“ Vortrag erfordern, so haben wir selbstverständlich Nichts dagegen, dass der künftige Lehrer z. B. der Physik sich auf der Universität für sein Fach vorbilde.

halben viel gelehrter, denn ich jetzunder bin, nachdem ich zu Wittenberg eine Zeit lang linguas, auch physicen, mathemata und libellum de anima ziemlich studieret und von dannen in eine Schule gefordert, da der Rector ein gelehrter, ernsthafter, fleissiger und in Schulen lange Zeit wohlgeübter Mann, egregius et celebratus artifex formandæ juventutis, Grammaticam und Syntaxin fleissig trieb und treiben liess, und ich dasselbe als junger Narre für ein gering Ding achtet, und lieber mit ihm und meinen Collegis von denen studiis schwatzete, so höher und auch nöthiger, wie mich dazumal dauchte, denn Grammatica und Syntaxis, — thut mir der Rector eine besondere Schalkheit, weil ich so gelehrt sein wollte, und Grammaticam für ein geringe und gemein Ding achtet, und gab mir Majorem Syntaxin den Majoribus zu lesen, den ich zuvor mein lebelang nie gesehen, viel weniger gehöret und gelernet hatte: da erfuhr ich erst, dass ich noch nichts studiret, und dass ich allen Büschen zu fern war: da war mir alle meine Kunst zu wenig, da zermartert ich mich, ehe ich meine Lection darin konnte zu Wege bringen, dass ich wohl Blut oft hette schwitzen mögen . . . und war mir darüber so bange, dass, wenn dann zur Stund laute, und ich in das Auditorium gehen musste, darinnen eine grosse lange Tafel voll erwachsene, auch viel bärtige Gesellen sassen, mir alle Haar zu Berge stiegen; und so ich zu Zeiten mich weder in die Regeln noch die Exempla schicken, und von Noth wegen den Rectorem um Bericht bitten, musste ich hören: Ihr jungen Studenten, wenn ihr von Wittenberg kommet, meineth ihr doch, ihr könnet Alles, und musste mich wohl oft scheuern lassen.“ (Raumer, Gesch. der Pädag., 3. A., I, S. 226 f.)

Man wird uns einwerfen, dass der Gymnasial-Lehrer an Wissen über seiner Klasse stehen, dass insbesondere der Lehrer der Ober-Prima an philologischen Kenntnissen über das ganze Gymnasium emporragen müsse, und dass eine solche Bildung am zweckdienlichsten auf der Universität geholt werde.

Wir geben die beiden Vordersätze zu, nimmermehr aber den Schlusssatz. — Gewiss soll der Lehrer jene Klasse, in welcher er wirkt, auch in theoretischer Beziehung überragen. Aber welcher angehende Lehrer wird denn sofort in die Prima befördert? Muss er nicht vielmehr in einer unteren Klasse beginnen und dann je nach Verdienst aufrücken? Bleiben wir also beim Bildungsgrade selbst stehen, so müssen wir zugeben, dass ein junger Mann, welcher sein Gymnasium und Lyceum mit Ehren durchlaufen hat, an Wissen über den unteren Klassen steht, und dass er seine weitere Ausbildung nicht blos durch

das Lehren selbst (*docendo discimus*), sondern auch durch eigenes Studium tausendmal besser gewinnen wird, vollends unter Anleitung eines bewährten Schulmannes, als jemals auf einer Universität.

Wir dürfen nie vergessen, dass die philosophische Fakultät höchstens auf das akademische, nimmer aber auf das Gymnasial-Lehramt vorbereitet. Selbst F. A. Wolf lässt dieses in Beziehung auf sein philologisches Seminar deutlich herausmerken, indem er schreibt: „Das Seminarium philologicum ist lediglich für die zwei oder drei obersten Klassen gelehrter Schulen, sofern es für Schulen ist. Es ist nämlich zugleich ein Institut zur Aufrechthaltung der Gelehrsamkeit und Bildung akademischer Docenten in einem Fache, für welches sonst der Staat Nichts thut.“<sup>1)</sup> Also lediglich für die zwei bis drei obersten Klassen der Gelehrtenschule lässt sich beim akademischen Seminar Etwas holen; eigentlich aber ist es eine Anstalt für akademische Lehrer, zu deren Heranbildung sonst der Staat Nichts thäte. Als man in Wolf 1787 drang, er solle doch mehr Rücksicht auf die Heranbildung von Schulmännern nehmen, drohte er mit dem Rücktritte von seinem erst ein Halbjahr bestehenden Seminar. Erst in einer späteren Epoche erkannte er, dass, während die eigentlichen philologischen Übungen, das Erklären der Alten und die Ausbildung des lateinischen Stils immer die Hauptsache sein müssten, doch der Direktor immer auf die Bildung geschickter Schulmänner bedacht sein solle, er daher auch auf die Beförderung der einem gelehrten Schulmanne nöthigen Kenntnisse nach Möglichkeit sehen müsse. Aber das ist ein Trost in Worten, wenn wir Alles sagen sollen, eine Ausflucht; das Wolf'sche Seminar, welchem die späteren nachgebildet worden sind, war und ist eine Bildungs-Anstalt für das Universitäts-, nicht für das Gymnasial-Lehramt. An diesen philologischen Seminarien lehren ausschliessend Universitäts-Professoren und zwar in akademischer Weise. Aber um Alles in der Welt! Wie wissen denn sie, wo den Gymnasiasten und seinen Lehrer der Schuh drückt. Sie führen ihren Hörer in Regionen, wahre *μετέωρα*, die hoch über dem Gymnasium liegen, also praktisch gar nicht verwerthet werden können, als wiederum auf der Universität.

Was wir nöthig haben, das sind Schulmänner, praktische Schulmänner, Gymnasial-Schulmänner, und diese werden gerade

<sup>1)</sup> Bei Roth, *Gymn.-P.*, S. 283, wo überhaupt das Nähere über die auch hierin unentschiedene Anschauung Wolf's zu finden ist.

gar nicht auf den Universitäten gebildet. Grau ist die daselbst geholte Theorie, „doch grün des Lebens goldener Baum.“

Hierin geben uns alle unbefangenen Schulmänner Recht. G. W e n d t sagt in der ‚Zeitschr. f. Gym.‘ (1876, S. 514): „Gelehrte werden uns auf den Universitäten gebildet, Lehrer wenig. Das hängt aber mit der grossen Vereinzelnung des Forschens zusammen; auch damit, dass die neuen Gebiete der Wissenschaft der Schule ziemlich fern liegen . . . Mit jungen Männern, welche irgend ein Kapitel der vergleichenden Grammatik studirt und darüber die Lektüre der Schriftsteller vernachlässigt haben, ist uns herzlich schlecht gedient: selbst die scharfsinnigste Konjekuralkritik nutzt dem Lehrer wenig, wenn er nicht schulmässig zu interpretiren, für die Klassiker sprachliches und ideelles Verständniss, aber auch Interesse und Liebe zu wecken vermag.“ — Im Allgemeinen kann man sagen: was der Kandidat auf der Universität lernt, das ist etwas Theorie, die er kaum oder nicht gebrauchen kann; was er aber lernen müsste, das praktische Schulmeistern, das lernt er an der Hochschule gar nicht, besonders seitdem sogar die eigentlichen Fachstudien so überaus gelehrt und so wenig für's Leben gegeben werden, oder wie Nötel (a. a. O., S. 235) sagt: „An der Thatsache ist Nichts zu ändern, dass die akademischen Lehrer als solche keine Garantie für ihre Befähigung zur praktischen Vorbildung künftiger Schulmänner bieten.“

Und lassen wir den jungen Mann, der sich auf das Schulamt vorbereiten will, die Universität besuchen, was stellt sich heraus? In den allermeisten Fällen, selbst an den philologischen Seminarien, ist er zum blossen Hören, zur Alles verschluckenden Reception verurtheilt. In das Kehrlicht der Lesarten wird er vom Hochlehrer hinabgeschleppt und in die angeblichen Sonnenhöhen des klassischen Geistes hinaufgewirbelt, den Inferno der Theorie und das Paradies der akademischen Gelehrsamkeit darf er, bald fröstelnd bald staunend, an der Hand des Stärkeren durchwandern; aber er wird überall geführt und kommt daher kaum zu selbstthätigem Forschen und Denken. Es geht ihm daher, wie gewissen Jünglingen auf unseren landwirthschaftlichen Akademien, die vor lauter Theorie später nach ihrer Heimkehr das ererbte Gut nicht bewirtschaften können. Bei der schrecklichen Zersplitterung unserer modernen Wissenschaften und insbesondere auch der Philologie (man denke an die vierundzwanzig Disciplinen Wolf's) wird der Horizont zu weit, zu verschwimmend, wie der Ausblick

auf die hohe See, so dass der junge Mann vor diffusem Wissen die Festigkeit und Gründlichkeit der Erkenntniss einbüsst.<sup>1)</sup>

Selbst wenn er in den philologischen Seminarien zu Stilübungen und zum Erklären alter Schriftsteller angeleitet wird, so ist auch dieses wieder akademisch und gelehrt, nicht für die Lateinschule und das Lehramt berechnet. Er mag hie und da, zu oft kommt's nicht vor, einen erträglichen lateinischen Stil schreiben lernen, ohne dass er eine Ahnung davon bekommt, wie man die nämliche Fertigkeit 12—16jährigen Schülern beibringen kann. Und die Erklärung der Schriftsteller! Diese ist nach Kräften akademisch gelehrt und für die Schule möglichst unbrauchbar, daher selten praktisch. Man behandelt ja mit Vorliebe, wo nicht ausschliessend, die schweren Auktoren: Tacitus, Plautus, Plato, die griechischen Dramatiker, also solche, die der Kandidat vielleicht nach zwei Jahrzehnten einmal in den obersten Klassen behandelt, wenn ihm gnädige Sterne auf seiner dornenvollen Laufbahn schimmern. Bis dorthin aber hat er sicher jene akademischen Vorlesungen vergessen, oder wenn er sie noch „schwarz auf weiss besitzt“, so wird er sehen, dass er das Allerwenigste davon auf dem Gymnasium gebrauchen kann, kurz, dass er nun selbst forschen und studiren muss, und zwar in ganz anderer Weise, als im Seminar.

Roth sagt daher (Gymn.-P., S. 273 f.): „Mir scheint das Halten besonderer Vorlesungen für die Mitglieder eines philologischen Seminars ein überflüssiges Ding zu sein, dagegen eine tägliche Übung im Übersetzen und Erklären vorzugsweise derjenigen Auktoren, welche im Gymnasium behandelt werden, um so nothwendiger und fruchtbarer. Und zwar sollte selbst Cornelius Nepos oder, wo man mit Chrestomathien anfängt, die Chrestomathie für das Seminar nicht zu gering sein. Denn wie sollte der Seminarist für sein Probejahr oder für seinen Eintritt in's Gymnasiallehramt guten Willen mitbringen, wenn im Seminar ein die Anfänge geringschätzender Geist vorwaltet? Ueberdem rächt es sich an jedem, der durch einen Sprung

<sup>1)</sup> Selbst A. Lange, der in den Jahn'schen Jahrbüchern 1858 eine glänzende Vertheidigung des Wolf'schen Seminars veröffentlichte, muss gestehen: „Hat man doch bemerkt, dass jüngere Schulmänner, weit entfernt in der Fülle jüngst vergangener Generationen aus dem lebendigen Quell antiken Lebens zu schöpfen, vielmehr oft kaum im Stande sind, den Schriftsteller, den sie erklären sollen, fliegend und zu eigenem und fremdem Vergnügen zu lesen und zu erklären; aber ‚Fragmente können sie sammeln!‘ rief man voll Ironie und Unmuth aus.“ Was hat z. B. Ritschl trotz seiner grossen Gelehrsamkeit für Heranbildung von praktischen Schulmännern geleistet?

gleich auf obere Stufen gelangt, dass er die unteren nicht betreten hat: er kommt in die Lehrhaftigkeit nie recht hinein.“

Ganz einverstanden. Aber wie wird man die akademischen Lehrer für minder vornehme Auktoren begeistern können, solange es vornehmere Künste, z. B. die Textesverbesserung durch Konjekturen à la Bentley gibt? Und in der That sehen wir gar nicht ein, warum die Einführung des Kandidaten in die am Gymnasium zu lesenden Auktoren gerade auf der Universität geschehen muss, während es einen viel kürzeren und besseren Weg zum nämlichen Ziele gibt.

Nein, auf der Universität lernt man wohl die „streitsüchtige, stolze und unbarmherzige Philologie“, aber nicht das Schulmeistern und nicht jene Kenntnisse, die man dem Jünglinge später mittheilen soll. Der akademisch gebildete Kandidat schwebt viel zu hoch über den Schülern, nicht eben aus Gelehrsamkeit, sondern aus Voreingenommenheit, unpraktischem Sinn und Unkenntniss der Jugend, vielleicht gar aus Nervosität, aufblühendem Dünkel und aus Selbstüberschätzung; Fehler, die man nirgends leichter erwirbt, als auf unseren heutigen Universitäten. Man stelle den „gelehrten“ Mann in eine Klasse hinein zum Schulehalten, und man wird sich überzeugen, wo und wie der Kandidat nicht soll gebildet werden.<sup>1)</sup>

Noch Etwas ist zu bedenken. Wenn das akademische Triennium nicht auf ein oberflächliches Appretiren zur Staatsprüfung hinauslaufen, sondern eine tiefere philologische Bildung erzielen soll, so reicht es nicht hin. Wie soll der Kandidat in sechs Semestern sicher werden in historischen, mathematischen und philologischen Studien? Daher wird er meist vier Jahre ansetzen müssen, und das fünfte als Probejahr noch als Zugabe erhalten.<sup>2)</sup> Dies ist offenbar zu viel des Opfers für eine im Grunde sehr beschränkte Laufbahn. Der Mediciner hat eine lachende Aussicht auf irdische Schätze, der Jurist auf hohe Ehrenstellen — dat Galenus opes, dat Justinianus honores —, aber der Lehramts-Kandidat? Dass Gott erbarm! Jahrzehnte in einer unteren Klasse, sehr spät in

1) Jak. Grimm sagte in seiner Rede „Über Schule etc.“ (1849): „Die meisten Philologen zeigen sich so vorbereitet, dass man darauf gefasst sein sollte, aus ihrer Hand nun die wichtigsten Bereicherungen der Grammatik, Kritik und Geschichte hervorgehen zu sehen; allein was leisten sie hernach? In der Mehrheit werden sie brauchbare, aber bei der mittleren Stufe beharrende Lehrer, denen es fast genügt, die Wissenschaft auf dem Standpunkt zu erhalten und fort zu überliefern, auf welchem sie ihnen zugeliessert wurde.“ — „In der Mehrzahl brauchbare Lehrer?“ Ja, aber erst nach bitteren Erfahrungen und nach neuem Lernen.

2) Wir verweisen auf Nötel, a. a. O., S. 236.

Prima, rari nantes werden Direktoren, und endlich der Eine oder Andere Schulrath, die höchste Sprosse auf der kurzen, mit Dornen umflochtenen Leiter. Und für eine solche „carrière“ allermindestens ebenso grosse Studien, als der Jurist und Mediciner machen muss!<sup>1)</sup> Verlangt nicht die Gerechtigkeit, dem Schulmanne zu seinem Ziel auf einer kürzeren Bahn, wenn es eine solche gibt, zu verhelfen? Dass in der That eine solche bestehe, werden wir in dem folgenden Aufsätze zeigen; hier handelte es sich nur um den Nachweis, den wir geliefert zu haben meinen, dass das dreijährige Universitäts-Studium als Vorbereitung auf das praktische Schulamt nicht passend ist.

## 2. Die philologische Staatsprüfung.

Wie es im alten Italien für ein geschlagenes und gefangenes Heer keine andere Pforte zum Leben gab, als dass die Gefangenen unter einem Joche durchkrochen, so gibt es im liberalen Staate keine Ermächtigung zum Schulamt ohne Prüfung. Wir gehen hier auf die staatsrechtliche Seite dieses höchst fraglichen Staatsvorrechtes nicht ein; die Staatsprüfung ist eine Folge des beklagenswerthen staatlichen Schulmonopols, denn wenn die Regierung zugleich die General-Schullehrerin ist, so muss sie, da ihr die Kandidaten sonst unbekannt sind, dieselben examiniren. Wenn wir nun eine solche Prüfung für ein Schulamt an einer Staats-Anstalt noch begreiflich finden können, so müssen wir dennoch dieselbe als übertriebene Forderung bezeichnen, wenn es sich um ein Schulamt an Privat-Anstalten handelt. Denn dafür, dass kein Unfähiger einschleiche, kann und wird die betreffende Oberleitung, auch ohne den allernährenden Staat, schon selbst sorgen.

Die beste Prüfung ist nun die genaue Bekanntschaft mit dem Leben und Streben des zu berufenden Kandidaten. Wir haben bisher an allen ausserdeutschen bischöflichen Gymnasien die Erfahrung gemacht, dass die vom Oberhirten berufenen Lehrer ihren Posten vollständig ausfüllten, obgleich sie eine Staats-Prüfung nicht gemacht hatten. Da man nämlich die jungen meist in Seminarien erzogenen Männer von Jugend an genau kannte, so konnte man die Geeigneten mit Leichtigkeit

<sup>1)</sup> Zwar ist, rein irdisch betrachtet, das Loos wenigstens des katholischen Theologen noch weniger lockend, als jenes des Lehramts-Kandidaten; aber der Beruf zum Priesterthum kommt von Gott und lässt den zeitlichen Vortheil vergessen.

finden und hatte viel seltener einen Missgriff zu verzeichnen, als in unseren Lateinschulen, deren Lehrer an der bureaukratischen Leine durch die Prüfung gegangen sind. Genau so war es auch in den früheren „naturwüchsigen“, d. h. vernünftigeren Zeiten: der Scholarch zog junge Leute, meistens seine besseren Schüler, an die Lehranstalt, liess sie von der Picke an dienen und bildete sie nach und nach zu tüchtigen Schulmännern heran.

Dagegen ist die Staatsprüfung eine Kette von Zufälligkeiten, darum kaum eine Bürgschaft für die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit des angehenden Lehrers. Ganz aus dem Leben heraus schreibt F a h l e („Altes und Neues“ in Masius' „Neue Jahrb.“, 1878, S. 5 der pädag. Abth.) die Worte: „In jedem Falle sind die Ergebnisse der Staatsprüfung, wie das allseitig konstatiert und anders kaum möglich ist, zumal da 7—8 verschiedene Prüfungs-Kommissionen verschiedene Masse der Milde und Strenge, und verschiedene Interpretationen des Prüfungs-Reglements für sich in Anspruch nehmen, nicht nur durchaus ungleichartig, sondern auch, was noch mehr sagen will, kaum ausreichend, um ein Urtheil der Dienstbehörde über die Qualifikation der Kandidaten darauf zu gründen.“ Das körperliche Befinden des immerhin voreingenommenen, durch Vorbereitungs-Studien erschöpften jungen Mannes, sein Bekannt- oder Unbekanntsein an dem Orte der Prüfung und mit der Prüfungs-Kommission, die Art und Weise der Fragestellung, die verschiedenen von den Einzel-Kommissionen angelegten Massstäbe, die Wahl der Fragen selbst, der freundliche oder herbe Ton des Prüfenden, menschliche Schwachheiten auf beiden Seiten und so vieles Andere machen die Staatsprüfung zu einer wahren Lotterie, zu einer Sache des Glückes.<sup>1)</sup>

Anders kann es schon gar nicht sein, wie wir sofort erkennen, wenn wir die Gesetze der Logik an die Prüfung anlegen. Jeder Examinator macht, bewusst oder unbewusst, den folgenden Syllogismus:

„Die Kenntniss dessen, was ich den Kandidaten fragen werde, ist zum Antritte des Lehramtes nöthig und hinreichend;

„Nun aber hat der Kandidat meine Fragen zu beantworten gewusst (nicht gewusst);

„Also ist er befähigt (nicht befähigt).“

<sup>1)</sup> Vor dem Kardinal-Vikariat zu Rom machte ein gelehrter Mann und langjähriger Professor der Theologie an einer oberitalienischen Anstalt seine Prüfung für die Seelsorge (pro cura); er war so verblüfft, dass er nur verworren antworten konnte, und — fiel durch.

Zergliedern wir einmal den Obersatz. Was hat der Examinator gefragt? Die berühmten Dinge der besprochenen akademischen Vorbildung. Vielleicht irgend eine philologische Entdeckung neuesten Datums, die er kurz vorher in einer philologischen Zeitschrift gelesen? Etwa bei welchen Homerischen Wörtern das äolische Digamma stabil sei, und in welchen nicht? Woran der achaische oder der ätolische Bund untergegangen sei? Welch anderes Wort statt des vorliegenden z. B. Thukydides oder Sallust gebraucht haben würde? Welches das Etymon von satyra (satura) etc. etc.? Kurz, Einzelheiten, in denen der eben drangsalirte Kandidat nicht zu Hause ist, die er in seinem Lehramte gar nicht nöthig hat oder vorkommenden Falls selbst nachschlagen kann; Dinge, trotz deren er ein ganz begabter Schulmann sein oder werden kann.

Und der Untersatz? Der Kandidat war mit seinen Examinatoren durchaus vorher nicht bekannt, also verblüfft, vielleicht von Natur aus bescheiden und bei gründlichem Wissen doch nicht krämerhaft sprachfertig. Oder er steht in der Tracht eines katholischen Priesters vor Protestanten, vor Liberalen, an deren Katholikenfreundlichkeit er mit Grund zweifelt. Oder er ist abstudirt, von der Schwierigkeit der Prüfung voreingenommen, etwas unwohl, heute so gar nicht aufgelegt. Es geht ihm Nichts von Statten. Und von diesem Unglückstage soll seine Zukunft abhängen?

Ganz derselbe Schluss wird bei den Klausur-Arbeiten gefällt; ein Schluss, bei welchem die nämlichen Einwürfe gelten.

Der geschulte Logiker sieht auf den ersten Blick, dass der Schlusssatz einen viel grösseren Umfang hat (*latius patet*), als die Vordersätze gestatten, dass also ein *Fehlschluss* vorliegt, mit anderen Worten, dass die Staatsprüfung kein sicheres Kriterium für die Fähigkeit des Kandidaten ist. Denn strenggenommen müsste der Folgesatz lauten: „Also kann der Kandidat das von mir Gefragte ohne Weiteres an einem Gymnasium lehren, bezw. erst nach vorgängigem Studium lehren.“ — Wir ertappen demnach auch im Prüfungswesen unsere gegenwärtigen Zustände über zu enger Theorie, über dem Haschen nach dem Abstrakten und über der Misskennung des Konkreten, der Person selbst. Der Mann und sein ganzer Charakter, nicht das augenblickliche und zufällige Wissen desselben, bietet den Massstab für die Lehrbefähigung.

Der praktische Schulmann, der z. B. seine Gymnasiasten volle sechs Jahren durch die Klassen geführt hat und jeden nach Loth und Quintchen abschätzen kann, ist oft erstaunt über das Prüfungs-Resultat, das jene Schüler von einer aus-

wärtigen Prüfung nach Hause bringen, und das seine Berechnungen über Haufen wirft. Der Eine hat unerwartetes „Glück“, der andere ebendasselbe „Unglück“ gehabt; Mancher ist wider Erwarten durchgekommen, Mancher ebenso durchgefallen.

Unsere Prüfungs-Kommissionen gehen sodann von dem Satz aus, dass, wer das Grössere kann, auch für das Kleinere stark genug sei (*qui potest majus, potest etiam minus*); ein Satz, der in rechtlichen Dingen, aber nicht beim praktischen Schulfache zutrifft. Es mag der Kandidat seinen Tacitus vor den Examinatoren ganz ordentlich erklären, aber nicht den Cornelius Nepos, oder im Sophokles, aber nicht im Xenophon zu Hause sein. Wirklich werden ja gerade die Auktoren der höchsten Klasse mit Vorliebe zum Examen gebraucht, die der mittleren bei Seite gesetzt, wie es auch fast an allen philologischen Seminarien geschieht. „Es ist eine seltsame Voraussetzung“, schreibt Roth (*Gymn.-P.*, S. 294 f.), „welche ich zwar nirgends ausgesprochen gefunden, aber als wirklich vorhanden bei mehr als einer Prüfung für's Lehramt erkannt habe: dass der Kandidat, der in der Prüfung sich über sein Verstehen der schwersten Auktoren ausweise, ebendamt seine Befähigung zur Erklärung der leichteren bekunde, und dass derselbe in der Anleitung des Knaben zur lateinischen Komposition das Richtige treffen und leisten werde, wenn er bei der Prüfung ein deutsches, mit Schwierigkeiten des Ausdrucks überfülltes Thema in leidliches Latein übersetze.“ Der vieljährige Schulmann und Examinator ist im Gegentheile der Meinung, dass der, welcher im Leichterem gründlich und vollständig unterrichten könne, als Lehrer auch das Schwierigere bewältigen werde, dass somit der entgegengesetzte Prüfungsgang zu einem weit sichereren Resultate führen werde. Gewiss würden sich die Kandidaten in solchem Falle mehr mit den eigentlich nützlichen, als den zunächst blos glänzenden Klassikern beschäftigen zum grossen Nutzen der Schulen.

Überhaupt gewinnt die heutige Vorbereitung auf das höhere Examen mehr den Charakter des blossen Einpaukens, als den einer soliden Vorbereitung, mehr des Haschens nach dem Glänzenden, als nach dem wahrhaft Nützlichen. Man wende uns nicht die Probelektion ein. Denn über sie lässt sich das Nämliche sagen, wie über die sonstige Prüfung: auch sie hängt von den erwähnten Zufälligkeiten ab, wird eigens vorbereitet, wird vor einer der obersten Klassen und meist des Glanzes wegen aus einem der schwersten Klassiker ab-

gelegt, liefert also kaum den Beweis für die praktische Tüchtigkeit des Kandidaten.<sup>1)</sup>

Man frage doch nur die Erfahrung. Wie oft erlebt man, dass ein mit guter Note Bestandener später als mittelmässiger Schulmann dasteht, welcher über die Köpfe seiner Schüler weg lehrt, ihnen keinen lateinischen Stil beibringen, sie nicht für die zu lesenden Schriftsteller erwärmen, ja für seine Person kaum eine fließende Übersetzung leisten kann! Und dies Alles nach einer wohlgelungenen Dienstprüfung! Es kann Jemand ein Gelehrter und doch kein Schulmann sein: was aber beim Lehrexamen den Ausschlag gibt, das ist eben die Gelehrsamkeit. Ganz richtig sagt N ä g e l s b a c h (bei Roth, S. 295): „Der Gymnasiallehrer soll gelehrt sein; ich möchte lieber sagen, er soll ein angehender Gelehrter sein. Die Schule wird gewiss besser dabei fahren, wenn er mit dem Bewusstsein, noch gar Vieles lernen zu müssen, in's Lehramt eintritt, als wenn er sich selbst wie ein gemachter Mann vor- kommt.“

Jawohl, der „gemachte Mann“! Leicht überkommt den Kandidaten nach gelungener Prüfung der Gedanke, dass jetzt genug studirt sei, dass er sich der wohlverdienten Ruhe überlassen könne; und der Gedanke steigt desto leichter auf, je peinlicher die Vorbereitung gewesen war, und je mehr die Prüfung selbst das künftige Loos des angehenden Lehrers zum Abschlusse bringt. „Er studirt seine Aufgabe nicht und lernt auch nicht weiter in seinem Pensum; denn er hat seine Prüfungsnote sammt dem Dekret im Pulte liegen; wie sollte er sich bemühen, mehr Latein und mehr Griechisches zu lernen, nachdem er pro examinato erklärt ist?“ (Roth, S. 298.) Das sind so oft die Folgen unserer unvermeidlichen Prüfungen.

### 3. Das Probejahr.

Dieser Theil des Bildungsganges, den unsere Lehramts-Kandidaten durchlaufen müssen, verdient an sich alles Lob, ist sogar das einzige Ganz-Vernünftige daran. Aber eine andere Frage erhebt sich: ob nämlich das Probejahr nach der pflichtmässigen akademischen Bildung Früchte trage? Manche Schulmänner antworten mit Nein.

<sup>1)</sup> Roth (S. 296) sagt: „Probelectionen, mit Schülern gehalten, die der Seminarist nicht kennt, und die ihn nicht kennen, sind gerade so unfruchtbar, wie die Probekatechisationen der angehenden Theologen.“

Der junge Mann kommt von der Universität, den Kopf voll gelehrter Gedanken und unbewährter Theorien. Voreingenommen betritt er das ihm angewiesene Klassenzimmer, eher bereit, den daselbst wirkenden Lehrer innerlich zu bekritteln, als zum Vorbilde zu nehmen. Nur mit Unlust wird er in einer der untersten Klassen hospitiren, obgleich hier am meisten zu lernen wäre; denn es kostet weit grössere Meisterschaft, Knaben die Elemente des Lateins beizubringen, als die einmal Eingeschulten weiter zu fördern. Und wenn er je einen Lehrer ersetzen und Schule halten soll, so wird er vornehmlich auf den Strahlenschein hoher Gelehrsamkeit ausgehen, daher von den Knaben nicht einmal verstanden werden, ja selbst dann, wenn er der bescheidenste Charakter wäre, doch immerhin zu hoch und unpraktisch sein; eine nothwendige Folge der akademischen Laufbahn. Die Schuld aber wird er in den wenigsten Fällen sich selbst, wohl jedoch der Zerstretheit, der Trägheit und dem Leichtsinne der Knaben zuschreiben, daher Szenen in der Klasse hervorrufen, wie sie einem praktischen Schulmanne niemals vorkommen. „Es ist ja eine bekannte Sache“, sagt Nötel (a. a. O., S. 239 f.), „dass es jungen Lehrern gar nicht selten recht schwer fällt, sich dem Verständniss ihrer kleinen Schüler anzupassen; wenn nun gar noch durch den Besuch des Unterrichtes in den oberen Klassen die ohnehin leicht vorhandene Neigung, die Weise, wie ihnen ihre Wissenschaft auf der Universität überliefert wurde, auf das Schulkatheder zu übertragen, begünstigt wird, so laufen sie erst recht Gefahr, über die Köpfe ihrer Schüler hinwegzureden.“

Desshalb schlägt Nötel (Seite 285) eine Probezeit von drei Semestern und zwar in den untersten Klassen vor, wo der Kandidat ja eventuell sein Lehramt beginnen wird.

Wir glauben dagegen den Grundfehler in der sog. akademischen Bildung unserer angehenden Lehrer entdecken zu müssen. Meist unterrichtet man so, wie man unterrichtet worden ist. Nun aber steht es fest, dass die Gymnasial-Lehrweise sich ganz wesentlich von der akademischen unterscheidet, und dass der drei Jahre auf der Universität weilende Kandidat bewusst oder unbewusst sich in den Vortrag der Hochschule hineinlebt, daher das Schulmeistern entweder vergisst oder hochnasig verachtet, und es erst wieder nach einer schmerzlichen Odyssee theoretischer und praktischer Irrungen einlernen muss. Hätte er als tüchtiger Oberprimaner, was er gewiss war, die unterste Klasse zum Unterrichten übernehmen

müssen, so hätte er seine Sache wohl besser gemacht, als nachdem ihm auf der Hochschule ein anderer Kopf gewachsen war. Die Universität erzieht Gelehrte und akademische Dozenten, aber nicht praktische Schulmänner und Gymnasiallehrer. Wir verlangen gewiss auch Gelehrsamkeit von den Letzteren, aber diese lässt sich viel passender anderswo holen, als auf der Hochschule, und zwar in einer Weise, dass man nicht bloß viele Waaren einkaufe, sondern auch dieselben verkaufen kann. Theoretische Köpfe passen niemals in die Lateinschule.

Das württembergische Gymnasium war bis in die neuere Zeit eines der besten in Deutschland, Dank einer schönen Reihe von fleissigen, gewissenhaften und praktischen Schulmännern. Wo nun hatten diese Lehrer ihre philologische Bildung geholt? Allergrössten Theils auf dem Gymnasium und durch Selbststudium. Auf der Universität hörten sie, neben der Theologie, ab und zu philologische Vorlesungen, übernahmen dann eine (sechsjährige) Präceptorats-Schule, neben welcher sie, allerdings mit saurer Arbeit, selbständige Studien über die Gymnasialfächer trieben, so dass Leben und Wissenschaft, Praxis und Theorie Hand in Hand gingen. Und diese Männer bestanden nachher ihre Dienstprüfung erfolgreicher, als Jene, die sich ausschliesslich auf der Universität zum Examen „vorgebildet“ hatten, waren insbesondere gute Latinisten und im Stande, auch ihren Schülern die Kunst eines schönen Stils mitzutheilen.

Wie steht es dagegen in Ländern, wo die Gymnasiallehrer fast durch die Bank „akademisch“ gebildet sind? Die siebente Direktoren-Versammlung der Provinz Preussen (Mai 1874) klagte u. A. darüber, dass vielen Lehrern das pädagogische Geschick abgehe, die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Schüler richtig zu beurtheilen; dass junge Lehrer oft nicht das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden verstünden; dass diese, weil sie ihren Unterrichtsstoff nicht sorgsam für das Semester disponirt hätten, bei einzelnen Abschnitten zu lange verweilten, und dann am Ende des Semesters, um das Pensum zu absolviren, übergrosse Aufgaben stellten. Und an einer anderen Stelle hören wir die Direktoren der Gymnasien selbst eingestehen, dass ein Hauptgrund zur Klage wegen Überbürdung in der Ungeschicklichkeit, Bequemlichkeit und Nachlässigkeit mancher Lehrer zu suchen sei, weil dieselben nicht wissen, was sie mit den Stunden anfangen sollen, Alles den Schülern überlassen und Auf-

gaben stellen, deren Tragweite sie nicht ermessen hätten, und die sie nicht vorbereiteten; die den Schülern keine Anleitung zur Vorbereitung geben, den Stoff ungenügend behandeln, überhaupt versäumen, den Schülern die Arbeit zu erleichtern.<sup>1)</sup>

Wir sind, seitdem das Schulwesen dem Beamtenthum ausgeliefert worden ist, weit von den natürlichen Bahnen verschlagen worden, wir sind zu theoretisch, zu papieren und reglementmässig geworden, und so zu Resultaten in Erziehung und Unterricht gekommen, die sogar von unseren Liberalen beklagt werden.

Der 1879 verstorbene Karl Gutzkow, dessen Liberalismus sicher waschächt war, sprach sich in der kurz vor seinem Tode geschriebenen Vorrede zur zweiten Auflage seiner „Neuen Serapionsbrüder“ (Breslau, Schottländer) in folgender bitteren Weise über unser gesamntes Schulwesen aus: „Die Schule soll wirken! Du lieber Himmel! Die deutsche Schule, sie taugt ja selbst Nichts. Sie ist die wahre Pflanzstätte des Dünkels, der Blähsucht, der Gemüthsleere, des Pietätmangels. Nehme man doch die meisten modernen Lehrer. Wo ist denn da ein Funke von Demuth? Alles wissen ja die Herren, Alles können sie. Die Schullehrer haben Königgrätz gewonnen, Wörth und Sedan. Was kann aus der Schule anders kommen als Prahlucht? Unser grassirender Streber-Drang?“

Ein zweiter, gewiss unverdächtiger Liberaler, Diesterweg, prophezeit in den „Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik“ (Essen, 1837), der Ausgang des Streites zwischen der alten und der neuen Schule werde sein: vollständige Trennung der Realschulen von den Gymnasien, Beschränkung der Quantität des Lehrstoffes, Vereinfachung desselben, Aufhebung der Stundengeberei, Restauration der Gymnasien als Erziehungs-Anstalten, Anlegung von Seminarien für die Lehrer. Das Letzte werde der Schlussstein für die ganze Bewegung, ihr Triumph sein; Lehren sei ein praktisches Geschäft, man lerne es nicht durch einen gelehrten Mann, der vom Katheder spricht, noch durch ein Probejahr, sondern einzig und allein in der Schule selbst, unter dem Vorthun und der Leitung von Lehrmeistern. (S. Hist.-pol. Bl., B. X, S. 335.)

Merkwürdig! Selbst einem Protestanten dämmert die Einsicht, dass nicht die „akademische“ Bildung von Philo-

<sup>1)</sup> Dr. P. Hasse, Die Überbürdung . . . S. 43 f.

logen, Mathematikern etc. den Gymnasien die richtigen Männer liefert, sondern nur die neue Zucht von Männern der Praxis, die zugleich Erzieher und Lehrer sind. So ist der Protestantismus durch die Macht der Umstände ebendahin gekommen, wie Bonald, der den richtigen Ausspruch that: es lasse sich fast mathematisch erweisen, dass das öffentliche Erziehungs-  
wesen einer K ö r p e r s c h a f t anvertraut werden müsse.

